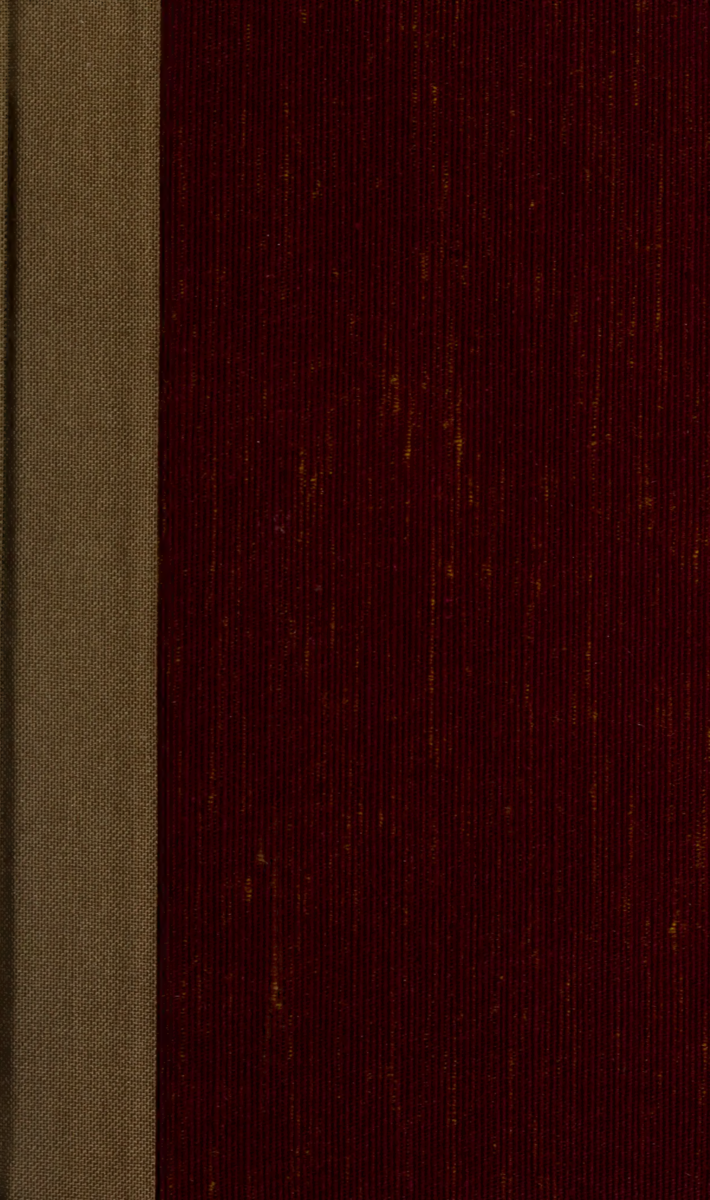








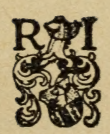




Ludwig Finckh

Graspfeifer

Die Zeitbücher, Band 40

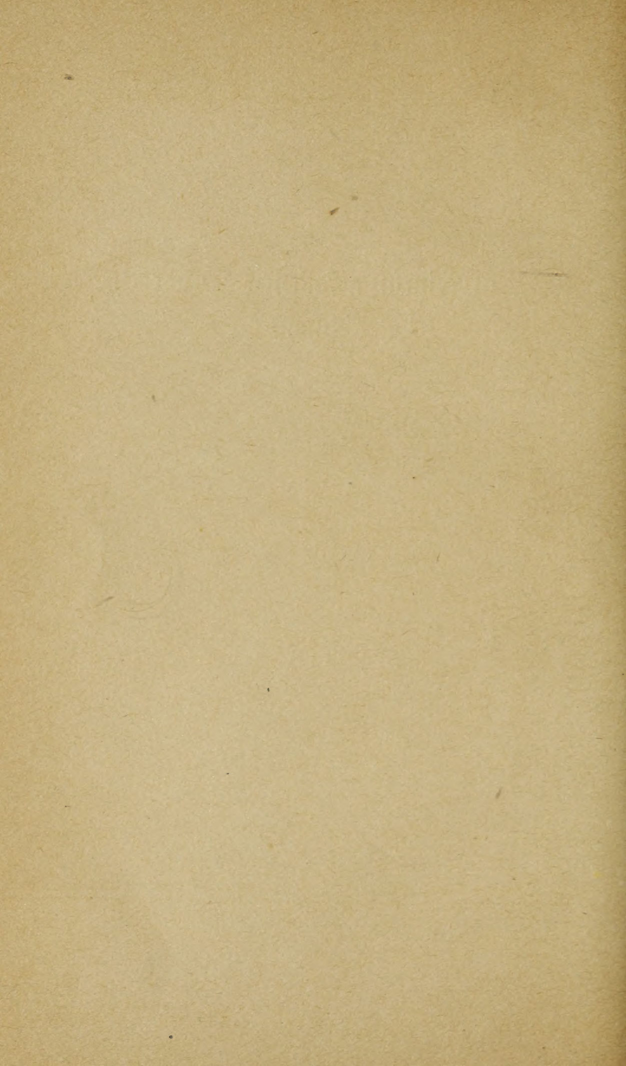


Reuß & Itta, Verlagsanstalt, Konstanz a. B.

19.–26. Tausend

Einbandentwurf von Karl Stirner

Meinem gefallenen Bruder
August



Landeinsamkeit



Hinter der Hecke

Als ich mich in ein Dorf zurückzog, das auf keiner Landkarte zu finden war, wußte ich wohl, was ich tat. Ich wollte ein Stück Leben ganz für mich allein haben, und kein anderer sollte hineingreifen können. Ich wollte mit der Axt Gedichte schreiben in Bäume und mit der Schaufel in die Erde. Kein Wort sollte über meine Lippen kommen; aber Wildlinge wollte ich holen aus dem Wald, mit starken Wurzeln und Erdreich daran, Rosen, Birken, Eichen, Buchen, Nüsse, Kastanien. Im Arm und auf der Schulter trug ich sie herab und pflanzte sie ein. Ich grub eine Quelle und faßte sie in ein Becken. Ich stach einen Bach aus und legte einen Damm quer darauf zu einem Weiher, darein ich Forellen setzte. Ich grub einen Stollen tief in den Felsen, der aus bildsamem Silbersandstein geschichtet ist, und hieb darauf los. Es ist gut, vier Meter unter der Erde zu schaffen, wenn draußen Sommer ist, Karren um Karren heraufzuführen ans Sonnenlicht und wieder hinabzusteigen ins Dunkel und sich ein Stück Gram vom Herzen zu hauen. Was für eine zähe Katze der Mensch ist!

Man war im hellen Sonnenschein an die Arbeit gegangen und hatte im Felsen drinnen Funken herausgeschlagen, war auf eine Wasserader gestoßen mit kleinen Schnecken und Muscheln darin und hatte den Sand hinter sich geschaufelt und die Welt vergessen. Eine harte Steinwand vor sich, ganz mit sich allein und im eigenen Grabe stehend, langsam vorzudringen in hohen gotischen Bogengängen, während der Sand über die nackte Brust rieselt — das ist ein köstliches Tun. Hier wird ein großer Raum erschlossen unter der Erde, der tot war und nutzloser Stein. Fuß und Hand ruhen auf unberührter Erde, man grüßt die Jahrtausende, und eine unterirdische Kapelle ersteht mit Pfeilern und Nischen, in den Wänden Bildsäulen und Zierat, dann eine Halle mit Bänken und Tischen für stille Gelage und etwa noch eine Hexenkammer mit Gerippen und Totenköpfen und einem Schuhu. Irgendwo soll sich auch ein Gang anschließen, der blind endigt an einem Steintisch, eine Brotrinde darauf und ein Krüglein Wasser. Eine Falltür schließt von der Außenwelt ab.

Wenn man dann wieder heraustritt ins Freie, steht der Himmel voll Wolken, und der schweizerische Herrgott donnert über dem See

oder der badische blitzt und regnet und wäscht einem den Sand und Schweiß vom Leibe; ihre Gewitter halten sich schön brav über der Grenze, über den Zoll kommt keines, denn der Zoll steht am Strand.

Diesen Sommer hatte ich einen Todesfall in der Familie; Jakob und Habakuk, die beiden Raben, wurden zu ihren Vätern versammelt, am Pfiffis. Sie waren jung und unerfahren. Eine kühle Nacht raffte sie dahin. Ich legte unter dem Nußbaum einen Kirchhof an und grub sie in die Erde; ein Kreuz, das ich am Strand gefunden, aus einem alten Weidenstumpf gewachsen, deckt ihre Gebeine.

Das machte mich noch betrübter. Ich pflanzte eine Hecke um das Gütchen, an den vier Seiten verschlossene Tore, und auf die Schiefertafel draußen schrieb ich: „Wer hier herein will, muß zwei Stunden die Hecke gießen, zwölf Rosenstöcke bringen und fünfundzwanzig Regenwürmer fangen.“ Wenn ich dann nachsah, fand ich die Tafel mit Versen übersät und mit Anmerkungen versehen; aber die Hecke blieb ungegossen und die Forellen ungefüttert von fremder Hand. Mir war's recht; wenn ich nur ungeschoren blieb. Aber ich mußte nun oft die Tafel auswischen und meinen Spruch von neuem draufschreiben. Da

kam ich auf ein einfaches Verfahren. Ich setzte unter den Namen: „Komme in zwei Stunden wieder." Ich hatte die Genugtuung, einmal darunter zu finden: „Zwei Stunden gewartet; wann in zwei Stunden?" Und einmal konnte ich vom Felsenkeller beobachten, wie jemand kam, las und abzog, und als ich mich ein gutes Stück vorwärts gehauen hatte im Felsen, stand er noch einmal vor dem Tor und zog noch einmal ab. Auf die Dauer fand ich aber die Sache unzuverlässig. Es gab Leute, die sich hier einquartierten und denen man irgendwo doch in die Arme lief.

Seit ich eine seefahrende Nation geworden bin, habe ich das Wasser und den Wind noch lieber bekommen als vorher; und seit ich fern von der Heimat lebe, ist sie mir in einen goldigen Schein getaucht, der mild und versöhnend wirkt; und wenn der Wind ins Segel bläst, kann ich nicht anders als Farbe bekennen und die schwäbische Flagge auf dem See hissen. Erst vor dem Zoll senke ich sie wieder; denn ich habe Achtung vor ihm.

Einmal bekam ich fünf Rosenstöcke aus der Schweiz geschickt. Sie waren vorzüglich verpackt, mit Moos, Schürzen und Tüchern umwickelt und mit einem Gesundheitsschein versehen. In meiner Herzensfreude besann ich mich

wenig, auf die beste Art davonzukommen; es wurmte mich, daß ich für Rosen, für des Herrgotts Blutstropfen, Zoll bezahlen sollte, und ich gab kurzerhand hin, was verlangt wurde, achtzig Pfennige. Als ich sie aber zu Hause aus ihren Hüllen packte, sah ich den Eimer sich mit Moos und Tuch anfüllen, und mich reute meine rasche Tat. Ich brachte den Eimer an den Strand hinunter und bat den Zollwächter vorsichtig, mir zu sagen, was darin wäre. Er sah mich erstaunt an.

„Lumpen; Lumpen und Moos," meinte er.

Ich schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Nein, Herr, das sind Rosen, rote Rosen; der Staat hat sie mir vor einer Stunde als Rosen verzollt, das Kilo zu zwanzig Pfennig. Wenn Sie aber erklären, es seien Lumpen, so bitte ich um vierzig Pfennig zurück!"

Der Mann hatte seine Not, mir den Kopf zurechtzusetzen.

In solchen Lebenslagen finde ich immer wieder Trost bei meinen beiden Eselchen. Sie sind klüger als die Menschen und verstehen mich. Ich bekam sie durch den glücklichen Umstand, daß der Tiergarten in einer großen Stadt aufflog; es war freilich schade um ihn, denn er war so ziemlich das einzige, das uns Kindern

im Lande draußen an der Hauptstadt Eindruck machte und den Erwachsenen eine Quelle ungetrübten Genusses war. Der Besitzer klagte mir damals, der Bürgermeister sage, die Stadt brauche keinen Tiergarten, sie habe ein Naturalienkabinett. Ich bat, den Mann freundlich zu grüßen und ihm zu sagen, wenn ihm ein ausgestopfter Bürgermeister so lieb wäre, wie ein lebendiger, so möge er sich ruhig ausstopfen lassen; billiger sei's schon.

Nun bau' ich einen Schuppen für Holz und Wagen und Heu; nächstens, wenn der Saft stockt, werden die Bäume im Wald dazu gefällt. Ich habe die Bienen gefüttert für den Winter und fand dabei, daß sie noch einmal Weiselzellen ansetzten; ich wollte, ich könnte auch eine Weiselzelle bauen, oben im Giebel des Schuppens. Aber meine Weiselzelle steht noch im Walde, hat braune Rinde und Zapfen und Nadeln, und das Eichhorn spielt darin.

Dann rüst' ich mich zum Winterschlaf. Ich leg' eine Türe mit einem Schloß an den Stollen, bringe Streu zum Lager für meine Tiere, breche die Samenkörner aus den Sonnenblumen und denke an die schönen, kalten Schneetage, wenn die Meisen und Rotkehlchen sie picken; es bleibt nimmer viel übrig, als das Sonnenbad ab=

zubrechen und Boot und Segel einzubringen. Aber draußen auf die Schiefertafel setz' ich ingrimmig — und mich packt noch einmal der Zorn über die Sommerfremden, die mir die Einsamkeit stehlen wollten — in großen Buchstaben die Worte: „Hier sind die Pocken." Vielleicht hilft's.

Meine zwei Hunde

Ich habe zwei Bernhardinerhunde: Prinz und Isolda; sie sind ein Brautpaar.

Kürzlich fuhr ich mit ihnen zu Isoldas Mutter in ein Bergdorf im Thurgau. Die Alte lag stolz und wuchtig da, eine andere Tochter zur Seite; aber Isolda ist größer und schöner geworden als beide. Die Mutter hob den Kopf und knurrte, Isolda knurrte. Das war das Wiedersehen. Keine Blutsregung, kein Erkennen.

Der Züchter meinte, Isolda sei Anwärterin für den ersten Preis auf einer Ausstellung; das galt äußerlich. Sie ist treu wie Gold, folgsam wie ein Lamm, mutig wie ein Löwe und scharf wie ein Schwert. Das gilt innerlich. Und ich meine, sie ist so viel wertvoller und reicher an allen Tugenden denn Prinz, wie eine Frau es

ist als ein Mann, wenn man sie nur versteht und die schlummernden und halbwachen Kräfte in ihr lockt und weckt. Es ist ein Adel in ihr, der in Prinz nicht ist. Er ist gut, aber ein Taps; er ist tapfer, wenn die Gefahr vorbei ist; er folgt, wenn er nicht einen wichtigeren Geruch in der Nase hat.

Sie haben eine Laufstange unterm Dach meines Häuschens für die Nacht, daran sind sie mit langen Ketten gebunden. Gestern nacht stand ich auf, beunruhigt durch ein Winseln von Prinz. Da saß er und hatte die Kette um einen Sonnenblumenbaum geschlungen und zog und zog sich die Kehle zusammen. Ich riß den Baum aus und warf ihn den Eselchen hinein; Sonnenblumen sind Leckerbissen für sie.

Frühmorgens geh ich mit den Hunden den Fußweg das Tal hinunter, das ist eine stürmische Freude. Sie stehen aneinander hinauf, umarmen sich im Ringkampf, wer wirft den anderen? und sausen, sich überschlagend in sieben Purzelbäumen, den Abgrund hinunter. Glücklicherweise ist's Grasboden.

Isolda sitzt hoch oben auf ihrem Häuschen vor meinem Fenster. Peterle kommt, das Kätzchen. Es stellt sich auf die Hinterfüße, richtet sich auf und langt mit den Vorderpfoten Isoldas

Schnauze zu sich herunter auf seinen Pelz und Isolda tut ihm den Gefallen und leckt es, zärtlich und voller Liebe, wie eine Mutter. Das Kätzchen schnurrt.

Isolda und Prinz schwimmen wie die Fische. Wenn wir an den Strand hinuntergehen, sind sie schon tief im Wasser, eh' ich nach ihnen rufen kann. In großen Sprüngen reizen und locken sie sich zum Spiel, immer tiefer hinein, bis ich ein Holzscheit finde, es in den See zu werfen. Immer hat Isolda es zuerst erobert. Aber Prinz schneidet ihr den Rückzug ab, faßt das Scheit am anderen Ende und so schwimmen sie ans Land, zwei Mäuler an einem Holz.

Oder wir fahren im Boot. Isolda legt sich vorn auf die äußerste Spitze, Prinz stellt die Vorderbeine auf eine Ruderbank und sieht sich die Aussicht an. Aber einmal setzte er einen Trotzkopf auf. Ich war an Land gegangen; Isolda folgte, Prinz blieb im Boot. Ich rief, lockte, bat, drohte, pfiff — Prinz blieb im Boot. „Auch gut, Isolda, komm!" Ich legte das Boot mit Prinz ans Drahtseil und zog es am Flaschenzug hinaus in den See an seinen Ankerplatz; Prinz blieb. „Isolda komm, Prinz ist böse." Und ich ging fort, den Berg hinauf ins Dorf, in der stillen Hoffnung, Prinz abzu=

zwingen. Als ich nach Stunden wiederkam, lag Prinz draußen im Boot und heulte, die Schnauze in die Luft gestreckt, wild und unablässig. —

Sie sind groß wie junge Löwen, stark in den Flanken und Pranken und hüten und betreuen das Haus. Wenn ich heimkomme, kann ich mich nur mit Mühe ihrer Liebkosungen erwehren; sobald sie mich sehen, haben sie — man sagt hier so — „ein Fest am Schwanz".

Vor einigen Tagen kam ein Paket an, gefüllt mit köstlichen Knochen. Das war eine Musik. Ein Schnappen von Mäulern, ein Krachen von Kiefern, ein Schlürfen von Mark — die Hunde sangen auf den Knochen ein Lied, schöner als ein Dichter es kann. Und manchmal noch in der Nacht wachte ich auf an einem hellen Klang von Zahn auf Bein und sah Prinz knuspern und Isolda im Mondschein liegen, einen halben Kalbsschenkel zwischen den Pfoten, andächtig und hingegeben.

Aber nun sollen sie Maulkörbe bekommen, dreiviertel und ein Jahr alt. Der Landjäger stellte mich neulich auf der Straße. Ich bat ihn, lieber seine Raubmörder, Diebe und Brandstifter zu fangen, als zwei harmlose Bernhardiner, die keiner Seele was zuleide tun, in

den Maulkorb zu legen, bloß darum, weil sie so mächtig groß geworden sind. Er ist ehrgeizig und übereifrig im Anzeigen und Strafen. Aber darum verstehe ich noch nicht, weshalb dieses Gebot, das bei den lungenzarten Bernhardinern eine Scheußlichkeit ist und ohnehin der königlichen Rasse schlecht ansteht, ohne Grund geübt wird, während drei bösartige Hunde im Dorf keinen Maulkorb tragen, weil sie anderer Rasse oder kleiner sind. Ich habe Prinz und Jolda versprochen, mich strafen zu lassen und dann um sie bis zum Großherzog oder Kaiser zu gehen.

Wünsche

Wenn ich nur Geld hätte, viel Geld! Ich brauche notwendig eine Sternwarte mit einem Riesenfernrohr, um alle Nacht in die Sterne zu gucken. Als ich zum ersten Mal durch ein Fernrohr den Mond sah mit seinen goldenen Gebirgen und Strömen, fiel mir urplötzlich all mein Erdenleid von der Seele, das mir so maßlos und unerträglich erschien. Acht Tage ging ich leicht und lächelnd umher, wußte, daß ich ein Atom und Wurm war vor der Unend=

lichkeit mitsamt meiner Tränenlast, die mir das Herz zerbrach, und dachte morgens und abends an die Größe und Herrlichkeit Gottes. Denn ich hatte meine Winzigkeit an den Sternen abgemessen. Und ich meine, jeder Mensch müßte, wenn er nicht mehr weiß wohin mit seinen Schmerzen, bloß durch ein Fernrohr in die Gestirne sehen, und er wäre getröstet und gekräftigt. Mir hat ein Sternrohr in den letzten Jahren gefehlt, und mit der Zeit hab' ich eine ganze Sternwarte zu gut vom Schicksal.

Dann würde ich jungen großen Künstlern Bilder abkaufen und würd' meine Goldfüchse nicht erst zehnmal umdrehen, ehe ich sie springen ließe, und außerdem hab' ich Heimweh nach dem Sonnenland Biskra; ich muß noch einmal dorthin, denn ich habe so vieles vergessen, das erste Mal mitzubringen, was man zum Leben braucht, einen Araberschimmel, einen Burnus und einen Negerbuben. Das wären meine bescheidensten Wünsche vor der ausgleichenden Gerechtigkeit. Zum mindesten müßte ich im Frühjahr zwölf Nachtigallenpärchen im Walde fliegen lassen können, weil's am ganzen Bodensee keine Nachtigallen gibt und ich eine besondere Zuneigung zu dieser Brüderschaft hege.

Was tun? Im Felsenkeller graben. Vielleicht stoß' ich auf eine Goldader, die unerschöpflich ist. Silber würde zur Not auch noch gehen, es müßten aber dann schon drei Adern sein. Schließlich würde ich mich mit einer Eisenader begnügen. Man müßte einen Berggeist fragen, ob es in meinem Felsenkeller nicht Gold oder Silber gibt; der Bröckelsand, den ich abhaue, sieht mir verdammt verdächtig aus. Dann kauft' ich mir im nächsten Jahr ein lenkbares Luftschiff, einen großen Zeppel, und die Reisefrage wäre gelöst; etwa, es fällt einem ein: morgen früh Auffahrt nach Siam; in vier Tagen zurück. Siam ist das Land meiner Sehnsucht; ich möchte auf weißen Elefanten reiten und drei wunderschöne goldbraune Frauen heimbringen. Oder ich lade morgens meine Freunde ein: wollen wir nicht ein bißchen nach Bagdad fliegen? Es ist heute so schöner Wind!

Wünsche, Wünsche. Aber vielleicht ist es richtiger, inzwischen am Hungertuch zu nagen und sich nicht auf Berggeister zu verlassen. Uebrigens kann mir die ganze Sternwarte gestohlen werden; ich habe genug Sterne in meiner Brust, die ich mir leuchten lassen kann, und jeder Tag zündet neue an.

Hier eine Sternschnuppe, die zur Erde fällt.

Der Schmied von Gaienhofen ist ein rechter Mann. Er hat an die zehn Jahre gehämmert, gefeilt und die Esse sprühen lassen nach Herzenslust und hat den drei Gäulen im Dorf die Hufe beschlagen zu ihrer Zufriedenheit. Da fällt einem Allerweltsweisen bei, daß er kein Recht dazu hat und er bekommt einen schönen Brief, darin steht so und so und er müsse erst das Gesetz erfüllen und die Prüfung im Hufbeschlag ablegen, sonst hab's gepfiffen. Der Mann hat keinen Gesellen und keine vierhundert Mark und keine sechszehn Wochen Zeit, um von der Arbeit fortzugehen und den vorgeschriebenen Kurs durchzumachen, um der drei gotzigen Gäule willen. Aber es geht ihm an die Ehre, warum er auf einmal keinen Huf mehr hauen soll, da er heute nicht dümmer aufgewacht ist als gestern und die zehn Jahre, da er's noch konnte. Das Ministerium hat ihm die Bitte um Erlaß der Prüfung abgeschlagen. Bleibt nimmer viel übrig als ein Gnadengesuch einzureichen, und ich würde an seiner Stelle frisch drauflos schreiben: „Herr Großherzog, was sind drei Gäule in eurem Lande? Sie waren zehn Jahre zufrieden mit mir, laßt sie mich weiter beschlagen gut und ungeprüft bis an mein Ende!“ Ich weiß, der Großherzog würde mir

auf die Schulter klopfen und sagen: „Lieber Mann, geh' Du ruhig an Deinen Herd, pflanz' Deinen Weizen, bestelle Dein Aeckerlein und grüße Deine Frau; meine Minister haben das nicht so gewußt.“ Und dann wäre alles wieder gut.

Wünsche, Wünsche. Aber es sind Wünsche, die ich im Herzen trage und vor denen ich nicht die Augen niederzuschlagen brauche, obwohl ich weiß, daß sie nie in Erfüllung gehen. Seltsam aber dünken mich die Wünsche, die gedankenlos den Weg über unsere Lippen finden zu Festen und Feierlichkeiten der Nächsten. Man redet von Glück, man redet von Gesundheit, man redet von Segen — und man weiß aus Erfahrung, daß diese Worte ebenso wertlos sind, wie ein Kieselbatzen. Ich habe mir derlei Wünsche abgewöhnt, denn ich habe die Beobachtung gemacht, daß sich durch viele Worte über Glück viel leichter das Unglück hervorlocken läßt, und ich befinde mich bei dieser Sparsamkeit ganz wohl. Es gibt nichts so Scheues, kein Eidechschen und kein Vögelchen, wie das Glück. Wenn man sich nicht regt und leise pfeift, bleiben Vogel und Eidechse stehen und lauschen oder stellen sich tot. Wenn man aber dem Glück pfeift, so flieht es und versteckt sich.

Das Glück kommt nie zu dem, der es sucht und dem man es wünscht, bloß zu dem, der es verachtet. Man muß ihm eins blasen und darauf pfeifen, da wird es trotzig und zutraulich. Vielleicht wäre es auch besser, man wäre sparsamer dem Herrgott gegenüber. Man trägt Wünsche vor ihn und heißt das Beten. Aber ich glaube, man trägt viel zu viel Wünsche vor ihn, man braucht sie ab wie rote Heller, und es wird zuviel gebetet. Doch mag es sein, daß es das Beste eines Menschenherzens ist, das sich da zusammenrafft und Bitte wird, ein Stückchen Gold, eine Träne, ein Falter, der in den Weltenraum flattert, beladen mit der reinsten Seelenkraft eines demütigen Menschen. Und da keinerlei Kraft verloren geht, kein Atemzug, kein Hauch in die Luft, so heftet sich an diese köstlichste Kraft zu wünschen zuweilen die Erfüllung, da sie ihren Träger innerlich erhöht und lauter und zu einem stillen König gemacht hat, als ein Abglanz seines edelsten Ichs.

Vom Christkind



Ob es wirklich die Flügel anhat, von denen die Mutter erzählte, silbrig wie Schwanenflügel? Ob es nie älter und größer wird, immer neu dasteht mit goldenen Locken? Es ist jedem Herzen eingeboren wie die Mutterliebe, und so ganz im hintersten Winkel meiner Seele glaube ich immer noch ein wenig daran, obschon ich ein alter Bursche und ausgewachsener Mensch geworden bin mit Falten auf der Stirn und im Herzen.

Die Mütter haben dreierlei Geschöpfe für die kindliche Phantasie erfunden und nehmen sie nach Bedarf zur Hand, gedankenlos und ohne große Vertiefung. Alle drei haben ihre Naturgeschichte, der Storch, der Osterhas und das Christkind. Während sich aber heutzutage eine Bewegung gegen den Storch geltend macht, der als Verbreiter unwahrer Tatsachen einen zweifelhaften Ruf genießt und täglich weniger Glaubwürdigkeit findet, zumal ernste und natürliche Dinge schön sind, wenn sie in der rechten Weise gesagt werden, hat der Has als

der harmlosere Geselle, der bloß Eier und Freude bereitet, seinen Platz im Herzen der Kinder noch behauptet.

Wie wir wissen, ist der Storch trotz seines weißen Gefieders ein Mohr und Afrikaner und was er spricht, ist reines Arabisch. Aber er hat ein großes Herz, das ihm, dem Wanderer und Fremdling, der gewohnt ist Erdteile zu durchfliegen und dem Wind, den Sternen und dem Meere näher zu sein als die Menschen, unterwegs gewachsen ist; er kennt gewiß den lieben Gott besser als wir und darum läßt er sich mit besonderer Freude auf Kirchtürmen nieder, die so waschecht mit Christenmörtel gebaut sind, als er ein Heidenvogel ist. Vielleicht erschien er der Kirche infolge dieser Hinneigung als ein geeignetes Werkzeug, da es ihr sittlich und vor allem geboten dünkte, den doch eigentlich heidnischen Ursprung der Kinder mit seinen Fittichen zu verhüllen. Vielleicht war es auch nur die Fabulierlust der Mütter, verbunden mit einer falschen Scham vor ihrem eigenen Blut, die sich an den Stauneaugen der Kinder ergötzte, da sie ihnen den Storch als weisen Mann und Märchenvogel lehrte. Sicher hat der Storch lange Zeit nicht bloß getreulich sein Amt am Kindlesbrunnen verwaltet,

sondern er hat auch manche Torheit und manchen Schmerz eines Kindergemütes auf dem Gewissen. Ich bin dem alten Frevler noch in den Herzen junger Frauen begegnet — viel öfter als man denkt — die ihren Märchenglauben mit tödlichem Schrecken, mit ihrer Gesundheit und auch, teuer genug, mit ihrem ganzen Lebensglück bezahlen mußten. Ich bin daher aus der Erfahrung heraus im Leben genötigt, den Burschen seines Heiligenscheins zu entkleiden und wo ich kann, darauf zu dringen, den Kindern über das Wunder ihrer Herkunft reinen Wein einzuschenken, sobald sie innerlich reif geworden sind, ihn zu vertragen.

Der andere Kamerad, der Has, ist deutschen Geblüts und übt weiter keine wesentlichen und einschneidenden Aemter im Menschenleben aus. So spielerisch beide Gesellen sind, und Kinder müssen Spiele haben, eine eigentliche Daseinsberechtigung hat nur der Has, da er nicht in der Lage ist, größeren Schaden anzurichten, als etwa einen Magen zu verderben. Die Wärmeregulierung im Hasenbauche ist freilich wissenschaftlich noch unklar, ich kann nur aus eigener Erfahrung mitteilen, daß er wachsweiche, weiche, und hartgesottene Eier zutage zu fördern imstande ist. Bisweilen scheint er

den Härtegrad nicht in der Hand zu haben, da ich mich entsinne, als vierjähriger Knabe sieben steinharte goldgelbe Dotter aus meinen Ostereiern herausgeschält und hintereinander verzehrt zu haben, worauf ich mich sehr wohl und wirklich einmal recht von Herzen gesättigt fühlte, von einem vielstündigen Gähnen abgesehen, das mich hinterher überfiel.

Auch in der Kunst, den Eiern die schönsten Farben zu verleihen, steht der Has auf der Höhe der Zeit; es gehört eine feine Nase und ein bewundernswerter Fleiß dazu, etwa nur die Gräser und Pflanzen auszusuchen und zu fressen, die die rote Farbe liefern. Man weiß heute darüber nur soviel, daß eine reine Zwiebeldiät ihn in den Stand setzt, seine Eier goldbraun zu färben, rote Rübennahrung, sie karminrot und eine Mischung von Schlüsselblumen und Veilchen, sie dunkelgrün zu legen. Doch ist diese Wissenschaft noch eine zu junge, als daß man nicht gezwungen wäre, die Ergebnisse ihrer Forschungen mit Vorsicht aufzunehmen.

Ganz einwandfrei finde ich freilich nur die Vergangenheit und Entwicklungsgeschichte des Christkinds, die inwendig und mit dem Herzen erfaßt, auf die jungen Jahre der erwachenden

und staunenden Kindesseele einen geheimen Duft und Schimmer wirft.

Das Christkind. Weiß einer noch die Zeit, da er ein Kind war, zahm und wild? Sechs Wochen vor Weihnacht wurde ein Stück Kreide geholt und mit vieler Mühe an der Innenwand der Türe eines niederen Kastens vierzig saubere und gerade Striche gemalt, und jeder Strich galt einen Tag. Am Morgen aus dem Bett gesprungen und hingekniet und mit Wonne einen Strich ausgelöscht, das war der Brennpunkt und die Tat des Tages, das Ziel der ganzen Zeit, die auf irgend eine Weise vollends totgeschlagen werden mußte. Das bedeutete nichts anderes, als vierzig Tage an den Fingern abzuzählen, jeden Tag nur einen Finger, und jeden Augenblick bloß daraufhin anzusehen, daß er vorüber war, und die feierliche Ungeduld des Herzens zu bezähmen bis — ja bis.

Vierzehn Tage vor Weihnachten ereignete es sich wohl, daß es an einem Abend, wenns dunkel war, ans Fenster klopfte; hoch oben über der Straße in der Stube im zweiten Stock! Das Herz stand einem still. Und wenn die Mutter so beherzt war, das Fenster zu öffnen und hinauszusehen, so sah sie eben noch das Christkind in den Himmel hinauffliegen, sie sah

noch einen Zipfel seines weißen Kleides, und auf dem Sims stand dann ein Tellerlein voll Aepfel und Gutsle. Dann wußte man, das Christkind vergißt einen nicht. Aber acht Tage vor dem Fest am Abend stampft etwas die Treppe herauf, poltert an die Tür, ein Spalt geht auf und Nüsse rollen herein. Das ist ein Schreck, heillos! Denn ein ganz reines Gewissen hat man als Knabe nie, und der Pelzmärte hat eine rauhe Art mit Buben umzugehen, ein Bär ist er.

Am Tage vor dem heiligen Abend war ich still und blaß vor Erwartung. Die Nacht schlief niemand auf der ganzen Welt, das glaub ich nicht, und dann frühmorgens war der Weihnachtstag da. Der letzte Strich von vierzig. Aber eine Schnecke kriecht nicht so langsam wie die Zeit. Am Nachmittag versteckten wir uns unter Betten und Tischen vor heimlichen Schauern, bloß mein Bruder, der immer ein Lausbub war, ging einmal durch und wurde am Abend wieder heimgebracht von einem Feldhüter: er habe in allen Weinberghäuschen die Scheiben eingeworfen; wir anderen warteten uns das Herz ab und lauschten auf Geräusche hinter verschlossenen Türen, bis es Abend wurde und das Christkind blies. Es blies auf

einer winzigen glassilbernen Trompete. Und dann, und dann — ich war der jüngste und mußte voran — Herzklopfen und Glück und Lichter und eine Festung und eine Apotheke.

In dieser alten, schöngeschnitzten Apotheke vom Großvater her standen Mörser, die einen Klang gaben, und eine Wage mit Gewichtchen, und Töpfe und Krüge und Schachteln und Schubladen lockten, so wie es in der großen Apotheke war. Genau wie dort stand der lateinische Name an allen Dingen und sie gehörten mir, zum Essen und zum Verkaufen, ich brauchte sie nicht zu stibitzen wie in Vaters Apotheke, wo der Bärendreck, das Hustenleder, die Zibeben, die Mandeln und die Feigen in mir sehr gut bekannten Schubladen lagen, bereit, den Weg in unsere Hand und in den Mund zu finden. Aber diese Apotheke unterm Christbaum war doch tausendmal schöner als die rechte. Bloß daß das Christkind eines Weihnachtstages, vielleicht im Drange der Geschäfte, sich auf die lateinischen Namen nicht mehr besann und wahllos seinen Segen in den Schubladen verstreute. Als ich die erste froh herauszog, um nach der Aufschrift süße Mandeln zu finden, war Pfefferminz darin, und in der zweiten lag Schnupfpulver, Schneeberger statt ge-

stoßenem Zucker; erst war ich bloß erschrocken über die Vergeßlichkeit und Flüchtigkeit des Christkinds; aber als ich in dem dritten Fach statt Schokolade Wurmsamen vorfand, versiegte der Tränenstrom, mit dem ich kämpfte, und ich fand die zornigenttäuschten Worte: „O — das Christkindle hat mi b'schisse." Es war das erstemal in meinem jungen Leben, daß mein Glaube an etwas Heiliges erschüttert wurde.

Später betrug sich das Christkind noch öfters so unlauter. Und ich habe es ihm nie verzeihen können, daß es mir einmal anstatt eines heißersehnten Märchenbuches den alten Kaiser brachte, rechts Moltke und links Bismarck, alle drei in einem dicken Goldrahmen. Was gingen mich gemalte Uniformen an, wo ich nach alten Mären verlangte? Seither haßte ich die Drei, trotz aller Liebe, und wenn meine Vaterlandsliebe nachher einen argen Stoß erlitt und ich lange mit manchem nicht mehr einverstanden war, was der Kaiser tat, so hatte er es dem Christkind von damals zu danken.

In dieser Knabenzeit, da mir das Herz von Sagen, Märchen und Indianergeschichten angefüllt war, nahm ich Schaden an meiner Seele durch törichte Schauergeschichten, die in meinen von treuer Elternhand geschenkten sitten=

reinen Weihnachtsbüchern standen. Ich erinnere mich besonders einer, die im Spessart spielte, und ich denke heute noch an den Spessart, obwohl ich ihn nicht kenne, nur mit Schaudern. Da schlief einer im Wirtshaus in seinem Bett, ein großes Bild eines Mannes hing über ihm an der Wand; in der Nacht träumte ihm, das Bild bewege sich; er wachte dadurch auf und sah, wie das Bild in Wirklichkeit sich auf ihn herabsenkte, eine scheußliche Maschine, um ihn zu erdrücken. Das Blut gerann ihm in den Adern. Als die Mordmaschine seine Nasenspitze berührte, konnte er aufspringen und sich noch retten. Viele Nächte habe ich dieser Geschichte wegen nicht geschlafen; ein unheimliches Bild war dabeigedruckt; ich erschrak oft und schrie in der Nacht und wurde scheu und furchtsam. Und wenn ich frühzeitig merkte, was es heißt, Nerven zu haben — diese Geschichte und dieses Jugendbuch klage ich an, und ich verlange, daß die Kindheit behütet werde vor törichten Ammenmärchen wie vor den groben Mord- und Gespenstergeschichten, die oft wie ein Beil in unbewachte Seelen fallen und sie vor der Zeit wund und blutend machen.

Da war es köstlicher sich auf Weihnachten zu freuen und Abende lang die „heilige Familie"

zu spielen. Meine Mutter war Maria, meine Schwester der heilige Dreikönig, ich war der Esel an der Krippe. Wir lagen Maria zu Füßen und sangen mit hellen Stimmen und noch helleren Augen.

Als ich älter wurde, wandte sich das Christkind von mir ab. Die Freude fror mir ein im Herzen. Stück um Stück nahm ich vom Baum herunter, die Silberhaare, die Pfauen, die gläserne Trompete, und schließlich auch das Christkind. Ich tat's nicht gern; ich war ein alter Kauz geworden. Bloß die weißen Lichter durften bleiben. Ich nahm die Feiertage wie sie fielen, nahm auch wohl einen Werkeltag dazu, bloß konnte ich's nie leiden, daß die Menschen sich auf einen einzigen Tag beschenkten; und ich gewöhnte mir's an, aus dem blauen Himmel heraus, recht ohne Grund und unvernünftig, zu schenken, grad nicht auf einen Festtag, an Tagen, die grau und trüb und staubig waren. So fröhlich in den Tag hinein. Am Festtag häufen sich Geschenke an, im Alltag, wo man's braucht, fehlt oft die Freude. Und so will ich's weiterhalten. Das Christkind lebt auch außerhalb der Weihnachtszeit, manchmal versteckt es sich am Christtag. Das hab ich einmal erfahren, da mich's im Stiche gelassen

und ich am Christtag arm und verlassen und verzweifelt stand, ohne Segen und ohne Liebe. Es hatte keine Zeit für mich und hatte sich zu anderen gewandt. Ich saß im Eisenbahnwagen, auf der Heimfahrt von Afrika, und war allein und fuhr am Genfer See vorbei, und trug das Herz voll Gram und Bitterkeit. Ein heiliger Abend im Eisenbahnwagen — der sauste durch die Nacht und durch den Schnee, und in der Heimat brannten tausend Lichter!

Nun sitz' ich auf dem Berg in einem Hause, der Schneesturm pfeift und wirbelt uns um die Ohren, und der Kachelofen wärmt. Ein Ränftlein Erde ist mir noch geblieben. Das Bauernblut in mir steht auf und freut sich, daß es mit Schnee und Wind und Sonne verschwistert ist, es versteht die Freude und ihren Atem. Das Christkind aber hat rote Backen und ist ein Bauernkind und sitzt bei mir am Kachelofen, ich laß es nimmer los, und wir zwei grüßen euch auf Erden und lachen euch in die Augen, daß ihr es mit uns wisset und in euch habt.



Vom Verlieren



Niemand versteht die goldene Kunst zu verlieren so gut wie meine Schwester; sie war meine Lehrmeisterin. Schon in den seligen Tagen, da wir allabendlich im Nachbarhofe unsere wilden Spiele trieben, fand sie mühelos in sich die Kraft, einen Verlust zu überwinden und mit einer gewissen Großartigkeit hinzunehmen, was das Leben brachte. Vielleicht ist die Kunst zu verlieren nur eine Kunst, Tränen zu verbeißen.

Damals waren es geringe Dinge, nicht wert der Tränen, und ich habe später weit Größeres hergeben müssen. Aber man fängt in der Schule mit dem Bescheidensten an, und der ist der Beste, der mit dem Größten aufhören kann. Einen Meisterbrief hat uns das Leben später überreicht mit einem tiefen Knicks.

An der Lehne des alten Giebelhauses standen wir am Abend, drei oder vier in einer Reihe, uns gegenüber ein Kamerad, dem wir auf seinen Ruf: „Fürchtet ihr den schwarzen Mann nicht?" einmütig und begeistert zuschrieen: „Nein!" worauf wir gegen ihn losstürmten mit der Auf-

gabe, uns um keinen Preis von ihm fangen zu lassen. Das greifbare Ereignis dieser Abende waren rote Backen, sprühende Augen, Kraft und Gewandtheit in allen Gliedern, eine mächtige Stimme und der Verlust irgendeines Gegenstandes aus der Schatzkammer meiner Schwester. Gestern war's ein Ringlein, heute war's ein Tuch. Was schadet das, wenn man ein wildes Mädchen ist und dunkle Locken hat?

Aber die Kinderzeit verflog, und meine Schwester ist eine Frau. Eine Bande von drei Kindern kann sie nun selbst zu den alten Spielen stellen. Und es ist immer noch eine eigne Sache mit ihr.

Etwa sie hat ihren Geldbeutel verloren, wahrscheinlich auf dem Wege zum Markt, mit zwanzig Mark mühsam erspartem Gold, an dem Schweiß und Hoffnungen kleben eines halben Jahres. Aber sie schweigt und sagt niemand davon. Nur geht sie in den nächsten Tagen in Gedanken verloren umher, macht hier ein Kästchen auf und dort eine Schublade, einen Schatten stiller als sonst. Und nach acht Tagen, wenn sie gewiß ganz still und demütig geworden ist wie ein verscheuchtes Häschen und sich in den Verlust gefügt hat, kommt sie einmal glückstrahlend daher, denn sie hat das Verlorene wie-

dergefunden, nicht auf der Straße, nicht im Kasten, sondern in der Tasche eines anderen Rockes. Dann setzen wir uns zusammen und halten ein kleines Fest und haben eine Freude aneinander. Meist geht dabei der Inhalt des wiedergewonnenen Geldbeutels drauf. Aber wenn der liebe Gott wüßte, wie die Augen meiner Schwester glänzen können, er würde sich bloß noch darauf verlegen, ihr Verlorenes wiederzuschenken.

Meine Schwester verliert die Hoffnung nie, wenn sie auch manches andre verliert. Ein Lieblingsverlieren von ihr betrifft die Augengläser. Nun bitte ich alle, die hochgradig kurzsichtig sind, sich zu erinnern, was es heißt, die Brille zu verlieren. Nichts andres, als mit einem Schlage hilflos in der Welt zu stehen, ausgesetzt zu sein wie ein kleines Kind. Die Erde wankt, ein Grashalm wird zum Heuschreck. Meine Schwester denkt freilich nicht daran, sondern macht sich insgeheim auf die Suche nach ihren gläsernen Augen, besinnt sich, wo sie sie das letztemal gelassen hat und irrt rastlos im Hause herum. Diesmal erbarmt sich der liebe Gott nicht. Endlich entschließt sie sich, ihre Sorge um ihre Brille mir anzuvertrauen, der sie nun gewinnend, aber schadenfroh

anlächeln kann: „Aber Kind, du hast sie ja auf der Nase," worauf wir wieder Anlaß nehmen, ein kleines Fest zu feiern und eine Freude aneinander zu haben.

Nun, meine Schwester hat mich also das Verlieren gelehrt. Was verliert man nicht schon als kleiner Bub auf der Gasse, Pfennige, Nastücher, Taschenmesser. Frauen verlieren am liebsten Haarnadeln, sie sind ihre Hufeisen, und es ist eigentümlich, wieviele Haarnadeln ich schon gefunden habe. Ich ging einmal im Walde von Vizzavona, im Gebirge von Korsika, durch tiefes Gestrüpp; seit Stunden hatte ich kein Dorf und keine Hütte gesehen; plötzlich —

Ist „plötzlich" nicht ein erschrockenes Wort? Mir hat es immer gut gefallen. Als ich noch Indianerbücher las, pflegte ich den Wert eines Buches nach der Häufigkeit dieses Wortes einzuschätzen; oft überschlug ich viele Seiten voll langatmiger Gespräche, bis ich irgendwo wieder das Wort „plötzlich" herausleuchten sah, faszinierend, blinkend wie ein Stern, und ich nahm mir vor, später einmal ein Buch zu schreiben, in dem auf jedem Blatte „plötzlich" vorkommen würde. Bei „plötzlich" ereignet sich immer etwas. Indianer rufen: „Howgh!" Ein Knabenherz schlägt höher. Es ist ein prickelndes,

leicht aufregendes Wort, ein Tat- und Schicksalswort, es kann alles mögliche dahinter kommen, und es ist nicht ohne Kraft. Oft ertönt ein Schuß, oft rollt eine Lawine und oft küssen sich zwei. Ein interessantes Wort.

In meinem Falle, im Walde von Vizzavona, bückte ich mich und hob plötzlich eine Haarnadel auf, verloren vielleicht von einer Banditin, von einer schönen Hirtin, von einer fremden Bergsteigerin.

Nun, das sind Kleinigkeiten, Haarnadeln, leicht verschmerzt und leicht zu ersetzen. Aber ich will von den größeren Dingen reden, die man verliert, von Freunden, von einer Liebe. Man verliert sie, während man sich fest im Besitz glaubt, in aller Unschuld, man weiß nicht wie. Da gilt es zu suchen, leise und unmerklich, daß man wiederfinde. Da gilt es festzuhalten und nicht loszulassen, wenn man nur einen kleinen Zipfel wieder erwischt hat, durch die Jahre zu gehen in heimlichem Suchen und Opfern, zäh und tapfer und treu bis zum letzten Blutstropfen, und dann vielleicht gilt es, das Schicksal zu verstehen. Denn es mag sein, daß man eines Tages einen Größeren über sich fühlt, der mit dem Tode befreundet ist, und ihm ins Auge blicken muß, der spricht: Verliere. Dann

hilft kein kleines Suchen und Anklammern und Halten mehr, dann heißt es still sich zu beugen und hinzugeben. Was ist's auch weiter? Eine von den schönen Glaskugeln in meinem Garten ist zerbrochen. Ein Reicher ist verarmt, ein Armer ist ärmer. Ein Herz ist still und leis geworden. —

Das Leben ist nun so, daß man gut daran tut, sich zu gewöhnen, wie man alles, was man erwirbt, am besten hergibt, ohne zu großes Klagen, stolz, ohne Zittern, furchtlos, wenn die Stunde kommt. Denn alles hat seine Stunde.

Graspfeifer



Was ist das für ein langer Murmeltierschlaf gewesen auf der Erde, eine halbe Ewigkeit! Die Veilchen wollen nicht kommen, und die armen Schlüsselblumen haben die Augen zu. Das Heimweh nach blauen Syringen, das in unseren halbverwinterten Herzen steht, reckt die Arme und weiß sich kaum zu bändigen. Wie ein verlorener Vogelruf in der Ferne singt es im Blute. Ich kann mir nicht helfen, ich muß in den Garten hinunter, die stille Erde besehen und den besten Rasenplatz, worein ich die Sonnenblumensamen stecke mit sorgsamen Fingern, mit tausendfältiger Liebe zu den Pflänzchen, die ihre Köpfe einmal herausstrecken werden, verwundert und kindlich in der milden Sonne. Eines Tages fährt wohl eine ungestümere Kraft in sie hinein, ihre Stengel füllen sich strotzend an, die Blätter drehen ihr Gesicht verliebt nach der Sonne, grüßen sie morgens, grüßen sie abends, wachsam wie treue Schildknappen, schlafen und träumen, werden groß und saftig. Eine Knospe schießt auf um

die andere. Gelb, kräftig und satt leuchtet die Blumenscheibe, daran eine Biene hängt mit goldenen Stiefeln und schafft, als gält's die Seligkeit; immer schwerer werden ihre Schuhe, wie ein Geizhals sammelt sie den Goldstaub in Stiefel und Höschen und taumelt halbtrunken von ihrem Schatze davon.

Was für ein Reichtum ist es, zu leben, Honig zu schwitzen, eine Königin zu nähren, ihren feinen Geigen zu lauschen, wenn sie ihr Volk zum Frühlingsflug ladet, in goldbraunem Wirbel zu schwärmen und als ein summender, leise schwankender Zapfen mit zehntausend Brüdern und Schwestern am nächsten Baume zu hängen. Eine Biene, eine armselige Biene. Was für ein Himmelreich ist die Erde, daß sie uns erlaubt, in jedem Lenz wiedergeboren zu werden und eine neue Kindheit der Natur durchzuleben. Wie voll ist ein einziger Sommer! Alle Woche einmal werde ich drei mächtige Sonnen schneiden und meinem Schatz ins Zimmer stellen, daß es hell erleuchtet ist. Im Herbst aber will ich die großen Sonnenschirme der Blätter holen und den Eselein schenken, daß sie malmen und rupfen, und einmal setz ich mich an den Tisch, die tausend Kerne aus den Fächern herauszubrechen, braun,

weiß und schwarz, daß die Finger wund davon werden. Die Hälfte wird aufgespart als Vogelmahl für den Winter, zwitschert, ihr Buchfinken und Dompfaffen; das übrige fährt den Hühnern in den Schnabel. Das gibt Wintereier, wenn andere Leute ungrische kaufen müssen; und abends, wenn die dürren Sonnenblumenstengel im Ofen knistern, sitz ich in der heimeligen Wärme, esse Bratäpfel und erzähl meiner Frau liebe Geschichten aus Afrika.

Das alles steckt in dem Kern, den ich da in die Erde lege, und das Herz wird mir warm. Gestern hab ich ein Starenhaus auf den Nußbaum genagelt, und wenn ich einmal den Eseln den Winterpelz schere, so halten sich die Vögel wie die Spitzbuben in der Nähe und sehen mir auf die Finger, bis ich fertig bin. Dann fliegen sie los und holen sich alle Schnäbel voll Eselsflaum, und die Hecke ist den Sommer über voll kleiner, weicher Nester aus Winterwollhaar, gewachsen auf der Haut der Eselein.

Vorhin sah ich einen kleinen Regenwurm. Es ist ein Irrtum des Herzens, Regenwürmer zu verachten und sich vor ihnen zu gruseln; sie sind sehr wunderbar und so schön wie ein Vogel oder ein Esel oder wie irgend ein Geschöpf, wenn sie in der schwarzen Erde liegen und

ihre treue Arbeit verrichten, Erde zu speisen; und der erste Regenwurm im Frühjahr ist einem so lieb und langvermißt wie der erste Amselschlag im Baum. Das ist eine Sehnsucht im Herzen nach einem bösen Winter, alles liegt bereit und wachsam, seine Tore zu öffnen und die Herrlichkeit der Knospen hereinzulassen. Vielleicht ist das Heimweh nach blauem Flieder auch bloß ein unerkanntes Heimweh nach Sonnenblumen, schmetternden Buchfinken und Regenwürmern; nach Tagen, in denen man die Esel schert und verborgene Nester findet, die Erde aufgräbt und noch halberstarrte Blindschleichen herausschält; nach Tagen, an denen die jungen Eidechsen ausschlüpfen, sich an die Sonne machen und sich geberden wie tausend winzige Märchendramen; an denen das frischgemähte Gras in Schochen liegt und die Wiese voller Heuschrecken und brauner Laufkäfer springt, die den Fischen im Weiher ein wonniger Leckerbissen und Luftsprung werden. Und dann nach Tagen, an denen man auf die Leiter steigt, Nüsse herunterholt und die Hecken schneidet.

Es ist eine arge Leidenschaft, die Bäume zurückzuschneiden und die Hecken zu stutzen; man kommt in eine Wut und ein wohltuendes Fie-

ber und kann sich nur schwer davon losreißen. Es gibt auch eine Leidenschaft, auf Leitern zu steigen, in den Aesten zu stehen, daß die Aepfel herunterpurzeln: wie freu ich mich, wie freu ich mich auf das Jahr. In den Wald will ich gehen, von allen Blumen ein Schock voll heimbringen, mit Wurzeln, Knollen und Zwiebeln, und sie in den Garten pflanzen, von den Schneeglöckchen angefangen und dem gelben Krokus, über Waldmeister und Maiblumen weiter, bis zu Efeu, Hagrosen und Farnen; ganz ungeregelt sollen sie stehen mitten im grünen Rasen, in Trüpplein und ganzen Scharen, und wachsen soviel sie wollen. Hegen und pflegen will ich sie alle, wie freue ich mich. Fünfundzwanzig Bäume will ich in die Erde pflanzen, meine Frau hat mir einen Spaten und eine grüne Gärtnerschürze geschenkt zum Geburtstag, mit einer messingenen Kette hintendran, das wird ein Leben werden. Ich wills ihr aber vergelten. Frauen sind wie edle Bäume. Man muß sie in ihr eigen Erdreich pflanzen, oft gießen und liebevoll pflegen, daß sie reiche und winterharte Wurzeln schlagen; viel gute Erde drum rum; und immer erneuern. Dann kommt die Baumblüte, die Zweige werden blatt- und schossenreich, tausend Schätze birgt so ein Baum.

Indes ich in den schlummernden Wundern schwelge, die das Leben bringen wird, und ein Verlangen habe, die erste Mauerassel und den ersten Mistkäfer zu sehen, ein Schmetterling mit jedem Sonnenstrahl, geh ich durch den Garten hinunter an den Strand, nachzusehen, wieviel heute der See gewachsen, wieviel gestern Schnee in den Alpen geschmolzen ist. Ein ganzer Fuß Land ist wieder verschwunden im Wasser, fortgefressen; hungrig und durstig ist der See, er trinkt das Land, und der Streifen großer Wackersteine am Ufer nimmt elend ab. Die schönen, weitgereisten und gerollten Bursche glänzen taubenetzt und prangen in der Nässe buntfarbig wie halbe Edelsteine; oft hab ich schon einen schönen Klumpen roten, grünen oder goldbraunen Kies und Marmor oder weiß Gott was in die Tasche gesteckt und heraufgebracht in die Stube, frohlockend, einen Schatz gefunden zu haben; aber grauweiß lagen sie alle nachher auf dem Tisch, da sie trocken waren, armselige Kieselbatzen wie aus des Wolfes Bauch herausgeschnitten. Da lob ich mir meinen Silbersand, den ich vergangenen Sommer aus dem Felsenkeller gestochen habe. Er ist ein Wunderfitz, der alle Töpfe blank macht und in der Stadt mit Gold aufgewogen wird, wenn

er den Sandmännern im Karren liegt, da sie am Abend durch die Gassen fahren und mit dumpfer Stimme singen:

Weiber kaufet Sand!
Sandriandandand!

Es ist wohl eine schöne Sache, Sand zu brechen unter der Erde und in alle Wege zu streuen; aber ein besser Ding noch ist es, Gras wachsen zu lassen. Gras ist das leibhaftigste Wunder auf Erden, die einfachste, zarteste und kräftigste Pflanze, bloß aus einem Korn in die Höhe geschossen, ohne viel Umschweife. Man kann auf Grashalmen Lieder blasen und wie ein Hahn krähen, wenn man's als Bub gelernt und genug gefaulenzt hat, um sich mit Gräsern anzufreunden; man kann sein Wispern belauschen am Abend, wenn der Wind mit ihm Zwiegespräch hält und das schweigsame Gras einen kleinen Schwatz anfängt. Man kann die Grillen zwischen den Halmen durchschlupfen sehen, die ihre Löcher unter den Wurzeln haben und lustig herausgucken in die untergehende Sonne hinein.

Man hat freilich auch seine Stunden als Knabe, wo es einen verdammt lockt, das dürre

Herbstgras am Rain anzuzünden und zu sehen, was weiter daraus wird. In den Flaumjahren geht man wohl immer mit der geballten Faust in der Hosentasche herum, teilt rechts und links Püffe aus, wie's kommt, an Buben und Mädchen, und zertritt alles im Weg; ich habe einen Freund gehabt, den Waldschrat nannten wir ihn, der war damals so ungeschlacht und grobfäustig, daß wir das Sprüchlein auf ihn sangen: Wo der Waldschrat hinlangt, da wächst kein Gras mehr. Dabei trug er das zarteste Herz von der Welt.

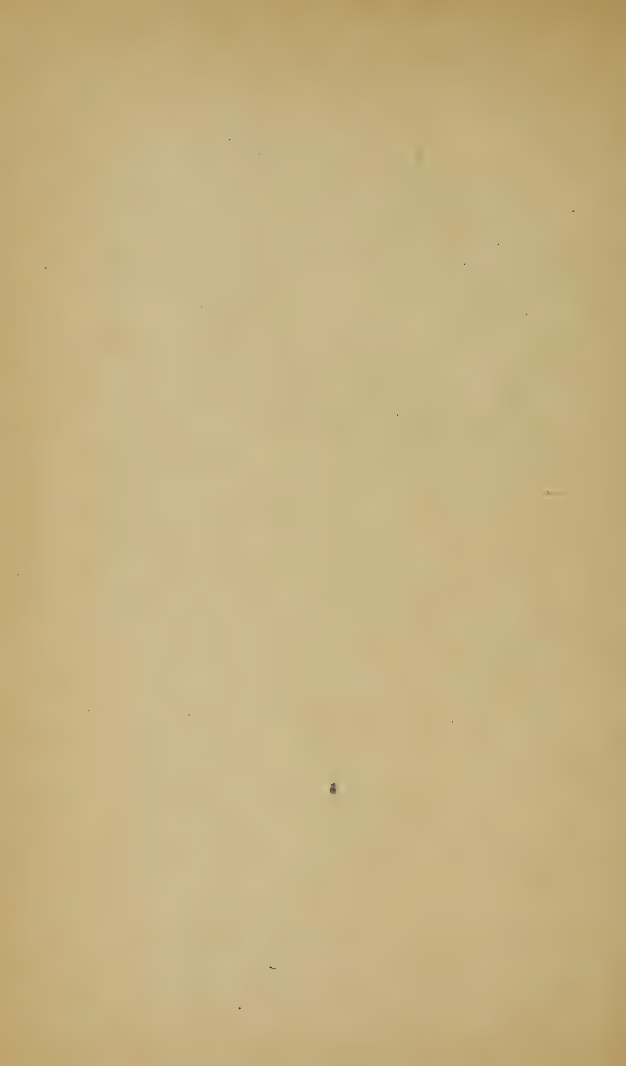
Aber nach diesen ungebärdigen Märzjahren reifen die Sämannsjahre heran. Das sind die guten, goldenen Zeiten, da jeder Spatz auf dem Ast uns eine Nachtigall dünkt. Das ist die junge gute Zeit, die viel besser ist als die gute alte Zeit. Da lernt man lachend erwerben, verlieren und lächelnd — einen Garten anlegen mit vielem köstlichen grünen Gras; hie und da ist ein Hügel aufgeworfen, ganz hinten am Rande, ein paar Rosen wachsen darauf, und ein hölzernes Kreuz steckt drin; es sind ganz stille, grüne Hüglein.

Insoweit müßte jeder Mensch ein Herrgott sein, daß er es verstehen lernte, über alles und zu jeder Zeit, da es not tut, einen leben=

den, grünen Rasen zu breiten, der freundlich zudeckt und ruhen läßt, was ruhen soll. Ein Säcklein voll Samenkörner, eine Handvoll ausgestreut, und auf dem Platze, da der Tod vorüberging, einen Menschen berührte, ein Haus anzündete, strecken glückliche Halme die Nase aus der Erde heraus, Käfer und Ameisen nisten sich im Graswald ein, und das grüne Gottesleben läßt seine Kräfte ans Werk. Wir sind allesamt arme Schlucker und Wasserpatscher, Kaiser, König, Bettelmann, Graf, aber ein bißchen Grassäen ist uns angeboren, und wir müssen's mit Fleiß und Eifer üben und in uns ausbilden zu einer wahren Kunst, daß wir über die Wechselfälle unseres Lebens hinüberkommen. Das ist mir der rechte Graskönig, der an jedem Morgen als ein neuer, blutjunger Mensch und Tolpatsch aufwacht, frisch in den Tag hinein, ohne verschlafene Augen, in denen noch das Schmalz und die Tränen vom Abend hangen. Viele Morgen Wiesenland muß man in sich tragen, darauf man seine Herzenskühlein weiden läßt und neue Bäume pflanzt. Freilich gibt es Zeiten, da man die ursprüngliche Fähigkeit, Gras wachsen zu lassen, vergißt, verliert, und seine Nächte durchweint, und es gibt auch Menschenkinder, die es zeitlebens verlernen; die

sitzen in einer Ecke der großen Stube, verkümmern und vergrämen sich, und auf ihrem Acker wachsen bittere Kräuter. Wohl dem, der ein Gärtnerherz hat und eine unverwüstliche Lust zu pflanzen. Schaufeln und Gießkannen her, die Sonne will scheinen! Lasset uns Gras säen, so viel wir vermögen.

Neuland



Im vorigen Frühjahr erstand ich um billiges Geld eine Streuwiese am Strand, die einem Schweizer gehört hatte. Die Thurgauer drüben haben ein abschüssiges Ufer mit bergigem Land; große, jahrhundertalte Keller stehen an der Uferstraße, Bergkeller, in die vierspännige Wagen dreißig Meter weit hineinfahren können. Bei uns im Deutschen steht die flache Niederung den Sommer über unter Wasser; saures Gras wächst hier, Schilf und Binsenrohr, dazwischen blüht die schönste Augenweide von leuchtend blauem Enzian und rotem Bienenkraut. Das ist ein Nistplatz für Wasservögel, Regenpfeifer und Seeschwalben, und manches Jahr konnte man hundertundeins Kibitzeier ausheben und in den Sachsenwald schicken, wenn der Alte noch lebte. Der Boden ist schwarz und moorig, bis vor vierzig Jahren wurde hier Torf gestochen, gleichfalls von Schweizern. Auf diesem fetten Sumpfgrund wachsen die Betten für Ochs und Kuh, eine Lagerstreu, die so hoch im Preise steht wie das beste Futterheu; darum sind die Schweizer wie die Schelme dahinter her.

Ich wirkte also noch dazu vaterländisch, als

ich einen Morgen Streuland wieder in deutsche Hände brachte, obwohl ich nur ganz selbstsüchtig einen Platz zum Baden haben wollte. Jenseits der Hochwassergrenze am Strand ließ ich einen Pfahlbau errichten, eine Hütte auf alten, eichenen Pfosten, mit Fenster und Laden, und umgab sie im Halbrund mit Gesträuch, zum Schutz gegen fremde Augen: Silberweiden, Pappeln und Birken wurden hochstämmig an die Grenzen gepflanzt; und daß ich mich recht heimatlich drunter fühlte, verschrieb ich mir die Sträucher von zuhause aus einer Schwabengärtnerei unter der Achalm.

Der Strand war ungleich beschaffen; ein Teil trug feinen weißen Sand mit abertausend kleinen Schneckchen, wie er hierzulande an inselartigen Landzungen und Buchten angeschwemmt wird. Die Bauernfrauen holen die Schneckenhäuschen in Körben als Futter für kalkarme Hennen; das gibt die stärksten Eierschalen.

Ein anderer Teil war blauschwarz und schlammig, schlecht zum Baden und gefährlich; schwarze Blutegel gediehen darin. Da galt es, Kulturträger zu sein; schon stieg der See täglich. Zehn Meter vom Strand, im Seebett, wurde aus Steinblöcken und Baumästen eine Faschinenmauer errichtet, seitlich durch eine

bretterne Städe geschlossen; landeinwärts dahinter sollte aufgefüllt werden; woher aber Erde nehmen und nicht stehlen? Da ließ ich auf dem nassen Streusand tiefe und breite Grenzgräben öffnen, die dem versumpften und ersoffenen Boden Luft schafften; den Aushub fuhren wir auf kleinen Karren hinter die Faschinenwand. Das leuchtete den Bauern ein: zwei Mucken auf ein Schlag, und die Nachbarn überließen mir gerne die zweifache Arbeit: ihr Land zu entwässern und meine Grube dafür zu füllen.

Nun steht das Neuland, das ich dem See abgewonnen habe, fest und eben da, mit Graswuchs und Sträuchern; wir haben's ausgeprobt, es läßt sich prächtig baden, und die Kinder fingen schon an, um Boot und Städe zu schwimmen. Das war im Vorsommer.

An dieser Stelle muß übrigens ein Hauptplatz der Pfahlbautenzeit gewesen sein, eine alte Niederlassung im See; man findet im Winter noch genug Pfeilspitzen und Steinbeile. Es gibt auch ein schönes Echo da, und wenn man weiter in den See hinausfährt, sogar zwei, ein schweizerisches und ein deutsches, von beiden Ufern her. Das ist eine Lust für die Kinder, voller Rätsel und Geheimnisschauer. Konrad,

der Bub, kann es nicht lassen, mit seinen drei Jahren das Dunkel zu ergründen. Wenn wir im Wald das Echo wecken, reizt es ihn, hinter alle Büsche zu steigen, voll Scheu und Tapferkeit; er sieht es nie, es muß in einem Baum wohnen, wahrscheinlich in einem hohlen, und es wird wohl eine Frau sein. Und da er vor den Vogelscheuchen, die unsere Bauern kunstvoll auf den Kirschbäumen anbringen, oft ein ähnliches Herzklopfen verspürt, so vermischt sich das Unheimliche in beiden Dingen, und er heißt das Echo greifbarer: Vogelscheuch. Darunter kann man sich was solides vorstellen. In gehöriger Entfernung verliert sich auch die Spannung in der Kinderseele zu Lust und Uebermut. Kürzlich haben wir richtig „Vogelscheuch" gespielt in unserer Stube. Ich stand hinter einem Kasten und rief zu Konrad und Bärbele hinüber: „Hohoo!" Wie aus einem Munde ertönte es aus dem andern Teil der Stube zweistimmig in gleichem Tonfall: „Hohoo!" „Wart," dacht' ich, „euch will ich kriegen," und rief ein paar Sätze hinüber, die die Vogelscheuch täuschend beantwortete.

„Vogelscheuch!" — „„Vogelscheuch!""

„Wo sind die Kinder?" — „„Wo sind die Kinder?""

„Hast du sie nicht gesehen?“ — „„Hast du sie nicht gesehen?““

„Sie müssen fortgegangen sein.“ — „„Sie müssen fortgegangen sein.““

„Hier hab ich ein Stück Schokolade.“ — „„Hier hab ich ein Stück Schokolade.““

„Wenn ich nur wüßt, wo die Kinder sind!“ — Bärbele, die gute Seele, allein: „Wenn ich nur wüßt, wo die Kinder sind!““

„Möcht niemand Schokolade haben?“ — Bärbele allein: „„Möcht niemand Schokolade haben?““

Große Stille. Plötzlich erscheint Konrad vor dem Kasten, verlegen und strahlend: „Doch!“

Ich muß zu seiner Ehre sagen, daß er sonst kein Spielverderber ist.

Ja, die Kinder! Sie schaffen sich Namen, schöpfen Worte und taufen. Ein rundes Beet im Garten, ein Rondell, nennen sie „Ringrümle“, denn man kann da im Ring herum gehen. Sie arbeiten, bauen, erfinden, ein Stück Holz mit vier Nägeln darin ist ihnen mehr wert als das teuerste Spielzeug, denn sie machen sich daraus, was sie brauchen. Sie lachen und weinen, sie lohnen und strafen. Dieser Knirps weiß schon, wo er mich am tiefsten packen kann. Gestern verbot ich ihm, mit dem Blaustift die

Wände zu bemalen (er spielte Maler), worauf er mich strafend ansah: „So. Einfach dann..."

„Was dann?"

„Du weißt es schon."

„Nichts weiß ich; was dann? Du wirst doch nicht fortgehen wollen?" (Damit droht er gern.)

„Du weißt es schon."

„Nein, ich weiß es nicht, wer sonst? Am End das Bärbele?"

„Du weißt es schon."

„Ja, so sag doch, wer denn?"

Da sieht er mich mit einem tieftraurigen Blick von innen heraus an und sagt vernichtend: „'s Mutterle!"

Ach, auch der Kriegsrauch schlug seine Wolken bis zu uns herein. Ein Gast trat eines Tags in unsere Stube, kreuzte die Arme vor der Brust und grüßte: „Salem aleikum." Die Kinder horchten auf, und als sie das nächstemal zur Tür hereinkamen, kreuzten sie die Arme, verneigten sich und sagten feierlich: „Soll amal reikomm." Als der Krieg auf seinem Höhepunkt stand, gruben sie in ihrem Sandhaufen ein großes Loch. „Vater, wir haben ein Vorhaus gemacht!"

„Ein Vorhaus? Was ist denn das?"

„Da werden Soldaten geboren, wenn Bärbele fünf Jahr alt ist.“

Jetzt ist es Winter und sie tragen heldenhaft Eiszapfen vom Bach herauf, ich soll sie verbrennen. Vielleicht werden wir zu Fuß in die Schweiz hinübergehen können, wenn der See zugefroren ist; das ist dann auch Neuland, schneller geschaffen und erworben als ich es tun konnte mit Spaten und Schaufel.

Dreierlei muß geschehen, bis der See zu Eis wird. Es muß eine anhaltende Kälte kommen, die den Wasserspiegel abkühlt; es muß ein Sturm die Wasser mischen und die unteren warmen Schichten an die Oberfläche bringen; und es muß einmal in den See geschneit haben. Dann friert er von den Rändern aus zu, und in zwei Tagen ist die ganze Fläche tragfähig. Das Dampfschiff kann mitten auf seiner Fahrt nimmer weiter und muß schleunigst umkehren in den Winterhafen. Dann darf man auf deutscher Seite aber noch lange nicht übers Eis. Erst muß von Staatswegen die Eisdecke geprüft und ein sicherer Weg ausgesteckt sein. Anders die Schweizer; sie prüfen nicht und stecken nicht aus; es ist jedermanns eigenes Vergnügen, ob er ertrinken will oder nicht; so kommt es, daß die Schweizer schon lange

auf dem See Schlittschuh fahren und bis an unseren Strand kommen, ehe wir hinüber dürfen. Aber an Land gehen dürfen auch sie nicht bei uns; es ist ja verboten, auf unserer Seite zu fahren und also auch zu landen, ehe ausgesteckt ist.

Dann muß eine Wunne durchs Eis geschlagen werden quer über den gefrorenen See, eine Fahrrinne, damit man auf alle Fälle im Boot noch hinüberkommen kann, wenn das Eis schon nicht mehr tragfähig ist. Dann dröhnt nachts der See wider von tiefen, unterirdischen Glockenschlägen: die Eisrinde ist irgendwo gesprungen, die Wassergeister läuten mit kristallenen Schwengeln.

Weihnachtspredigt



Nun sind die langen Abende da, es schneit in den See, damit er zu Eis werden kann, und ich muß den Kindern vor Schlafengehen Geschichten erzählen vom Apfel und von der Birne in ihrer gelben Haut, und vom Hannes, der sie herunterniest. Zwischendrein unterbricht der Bub und dichtet weiter, oder Bärbele nimmt den Faden auf und zieht das helle Leben ins Märchen herein. Denn das ist bei uns so: alles, was erzählt wird, muß wahr sein, naturwissenschaftlich getreu, und keins darf lügen; das kleine Brikele aber, das nur Sinn für „Kindle“ hat, spielt dazu mit seinen Docken. Seine Geschichten beginnen mit: „weißt, wie ich aus dem Mutterle herausgeschlupft bin,“ und hören auf mit: „in zwei Jahren, wenn ich ein Kindle hab.“ Es ist vier Jahre alt. — Wir bleiben also haarscharf bei der Wahrheit und stehen uns sehr wohl dabei. Doppelt freut es, bekannte Gestalten zu entdecken und die Probe auf die Wirklichkeit zu machen; übrigens heißen wir's schwindeln, nicht lügen, wenn's doch einmal vorkommt, und alle Geschichten

haben den vernünftigen Schluß, daß die drei Hauptpersonen, um die es sich handelt, samt Apfel, Birne und Hannes ins Bett gehen; das kommt dem Bedürfnis des Augenblicks entgegen.

Wir haben da noch einige Hilfsfiguren, die eine Ausnahme von der historischen Wahrheit machen, aber noch nicht in ihrer Unhaltbarkeit erkannt sind — Gott behüte uns davor: das Sandmännchen, den Pelzmärte oder Nikelaus, das Christkind, den Osterhasen und das Pfingstöchsle; zu einer dauernden Einrichtung geworden ist das Geburtstagsmännle, zu einer vorübergehenden das Taufweible.

Der Christtag ist ganz wunderbar in den Winter hineingestellt; ohne seine strahlende Unterbrechung wäre die schwere Dunkelheit kaum zu ertragen. Ein Freund hat uns aus Holz eine Krippe geschnitzt: Maria als Bauernfrau mit ihrem Kind, Joseph als Zimmermann im blauen Kittel, gute Leute von der Schwäbischen Alb, den Ochs und den Esel, die Könige in Schwarz, Braun und Gold, würdig und voll Frömmigkeit; es ist eine Lust, sie im Moos aufzustellen und die Lichter drüber anzuzünden; ich alter Esel habe mir eine Schublade in meinem Zimmer geleert und sammle seit Wochen

die Dinge darein, die das Christkind bringen soll; heuer ist ein rechtes Bügeleisen und eine bespannte Artillerie aus Holz darunter. Und nun bin ich froh, daß ich am Leben bin und Frau und Kinder habe und mich niemals umgebracht habe.

Man glaubt als junger Mensch in trüben Tagen oft von sich, so große Schmerzen habe noch nie einer ausgestanden, und sieht keinen Ausweg mehr. Ich rede davon zum Trost für andere. Denn es wird wenig junge Leute geben, die nicht das eine und andre Mal in meinen Schuhen gesteckt sind; man hat ein Herz, das vergeblich sich abringt und in Trotz und Bitterkeit zu Stahl zu werden sucht; und da weiß ich nun: aus Qualen müssen Schmerzen werden, und Schmerzen sind notwendig für einen rechten Menschen. Ich lag einmal Tag und Nacht in Schmerzen, und der Tod schien mir leicht und Erlösung; aber irgendein gesunder Kerl in mir sprach jedesmal: warte, hab' Geduld; morgen sieht alles anders aus. Und das ist nun die beste Weisheit, die ich aus dem Leben gerettet habe: nur so viel Kraft zu haben, daß man abwartet, so wird alles wieder recht, besser als vorher; man wird seiner Schmerzen noch froh und segnet sie, und darum sage ich

es allen, die in Verzweiflung sind und noch in Verzweiflung kommen werden: habt Geduld, morgen sieht alles anders aus. Ich selber wußte damals: Du darfst nicht, du mußt erst etwas leisten, du hast nicht das Recht dazu: erst eine leuchtende Spur von dir schaffen. Aber der Tod wird einem freund und vertraut, und man scheut sich nicht mehr vor ihm; zu leben scheint schwerer und größer.

Und so halte ich euch meine weltliche Weihnachtspredigt; ich wünsche an diesem Tage der Mutter und des Kindes:

Den jungen Männern Frauen; Rast und Halt für ihre Herzen. Nicht zu früh, denn sie sollen sich erst bewähren und zeigen, daß sie Schmerzen und Verzweiflung standhalten; nicht zu spät, denn sie müssen blaue Augen haben für ihre Frauen.

Den Jungfern Männer. Ich kenne schöne gescheite und prächtige Mädchen, geschaffen von Gott, ganze Menschen zu sein und ihren Wert und Freude auszukosten, und sie bleiben Jungfern, weil sie kein Geld haben. O ihr törichten Männer! Wie wenn eine tüchtige gescheite Frau nicht mehr Geld schaffte, Werte im Manne schaffte, als tausend Rollen Gold einer Untüchtigen sind.

Den Eheleuten Kinder; ich kenne merkwürdig viele kinderlose Paare; sie werden krank und unzufrieden oder Egoisten, oder sie gehen voneinander. Ein guter Arzt könnte helfen; zum wenigsten den Star stechen: Kinder steigern alle Kräfte, Kinder eröffnen neue Tore des Lebens, in die einzugehen das Köstlichste ist: die eigne Kindheit reifen Herzens zu erleben.

Und dann am Christtag: Maria sitzt da mit ihrem Kind, und Joseph der Zimmermann, und Ochs und Esel vor der Krippe, und die Könige kommen, schwarz und braun und golden, und segnen und werden gesegnet. Das ist nicht mehr in Holz geschnitzt, das ist Wahrheit und Erlebnis, so lange die Welt steht und so lange es Menschen gibt. Denn es ist die im Innersten schlummernde Erneuerung, das Frühlingwerden des Herzens mitten im tiefen Winter.

Inhalt

Stimmen über Finckhs „Seekönig“

Württemb. Zeitung!

Und nun noch etwas ganz Köstliches: „Seekönig“ von Ludwig Finckh. Sechs Idyllen vom Bodensee, so herzlich, menschlich froh und frei und doch auch stark wie nur Finckh so etwas schreiben kann. Der ganze See mit seinen geheimsten Wundern ist in diesen einfachen Worten voll Licht und Wärme von eines echtbürtigen Dichters Hand eingefangen. Das dünne Büchlein gehört zum Feinsten, was uns Finckh je geschenkt hat; man stelle es getrost neben Mörikes Bodensee-Idylle.

Stuttgarter Neues Tageblatt:

Der Seekönig ist eines der besten Bücher, die aus Ludwig Finckh's Feder stammen. Es ist ein Bodenseebuch. Der Seekönig ist der Säntis, „eine Kuppe nur, ein Kopf mit weiß-

goldener Krone und breiten Schultern. Hui, alter Recke, Winterkönig! Dein Hermelin schmilzt dir leise ab. Einmal in diesem Sommer baden wir darin. Eine Welle wird uns einmal an die Schenkel schlagen: Da, und da, der alte Säntis grüßt!" ... Alles an diesem Büchlein ist Duft, Farbe, frohe Sommerluft, ein Einswerden mit der Natur, ohne Künstelei, voll echtesten Erlebens. Es ist geschrieben für „Leute, die unablässig ein stilles Verlangen nach einer Insel in sich tragen, auf der sie sich abschließen können, die einen Streifen Land um sich herum haben müssen, wo sie auch sind, geborene Seemuscheln, die leicht ihre Schalen schließen". Die werden an den sechs Bildern oder Geschichten in Prosa, von denen „Seekönig" selbst das köstlichste ist, ihre helle Freude haben. Mir will scheinen, als ob der Bodensee noch nie mit so duftigen Pastellfarben gemalt worden wäre, wie der Einsiedler von Gaienhofen es hier tat.

Schwabenspiegel:

Mir scheint, als habe Finckh sich hier in aus-

gezeichneten lieblichen Kleinbildern einmal ganz restlos zu einer großen Kunst gefunden.

Es ist wundervoll, wie der See aus diesen schlichten Blättern heraufwächst, wie er dichterisch verpersönlicht wird, wie verborgene Ahnungen und Tiefen plötzlich Ausdruck finden. Das ist alles „herzerquickende Rückständigkeit". Es ist der Dank eines tiefen, goldenen kindlichen und doch männlich-trotzigen Dichtergemütes an ein teures, herrliches Stück Erde.

Singener Nachrichten:

Letzthin traten zwei Feldgraue vor das Schaufenster einer Buchhandlung, aber sie blieben nicht lange stehen. „Immer das Alte" sagten sie und gingen weiter. — „Die Kriegsliteratur wächst noch immer, man begreift nicht recht, wer sie liest, aber das Publikum muß da sein," urteilt Hermann Hesse. Mag sein, daß viele Leser in der Heimat diese Pulverdampfnovellen brauchen, um ihr Verständnis für die Heldenopfer unserer Braven wach zu erhalten. Aber wenn ein Kalendermann meint, sein „Werk" eigne sich der Kriegsgeschichten halber beson-

ders zum Schicken ins Feld, dann muß er sich um das geistige Bedürfnis unserer Brüder im Schützengraben herzlich wenig gekümmert haben. Was sie lesen wollen, das sind nach unseren Begriffen hausbackene, höchst gleichgültige Dinge, ob der Kater über die vielen Mäuse Meister geworden, ob die Amsel heuer wieder geschlagen im Erlenbusch, wie der Apfelbaum geblüht und getragen hat und ob die Bienen geschwärmt. Und wenn er ein Seehase ist, dann möcht er hören vom Rauschen des Schiffs, vom Plätschern der Wellen, vom Segeln, vom Sturm, von den Münsterglocken und noch von viel mehr, was ihm keiner so schön zu erzählen vermag wie unser Landsmann Ludwig Finckh in seinem „Seekönig". Weihnachten kommt heran und du möchtest deinen Lieben im Felde eine Freude machen. Aber du hast nicht viel Geld zum Ausgeben, Eier und Butter, Fleisch verschlingen deine Ersparnisse. Aber wenn dir noch 70 Pfennig bleiben, dann kauf das Büchlein und schick es ins Feld, du wirst große Freude machen. Erst lies es aber selbst, und ich weiß, so dir noch weitere 70 Pfennig bleiben, so schaffst du dir ein zweites an. Und das stellst du in dein

Wandschränklein und wenn dir einmal ein Zweifel kommt, was der Zweck dieses Kriegens ist, dann zieh's hervor und blättere drinn und tausend, tausend Dank wirst du den Braven sagen, die den Feind fern halten von dieser deiner schönen, deutschen Seeheimat.













